

Freundschaft und Verwandtschaft:

Zur Theorie zweier Beziehungssysteme

Frank Rexroth / Johannes F. K. Schmidt

Seit einigen Jahren ist ein verstärktes Interesse an Freundschaft zu beobachten: Der Markt der populären Ratgeber hat das Thema genauso entdeckt wie Wochenzeitungen und Magazine, die in regelmäßigen Abständen von dem sozialen Phänomen der »neue Freunde« berichten. Immer wieder wird in diesen Texten die These vertreten, dass in der komplexen und flexiblen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts die Freundschaft die eigentlich angemessene, moderne Form persönlicher Beziehungen darstelle. Wer die Freundschaft derart lobt, nimmt an, dass familiäre und insbesondere verwandtschaftliche Beziehungen einen gesellschaftlichen Bedeutungsverlust erlitten haben und, so die naheliegende Folgerung, weitgehend durch Freundschaftsbeziehungen ersetzt werden. Um diese Gegenwartsdiagnose zu untermauern, greift man einerseits auf die bereits im 19. Jahrhundert im Zuge der Industrialisierung formulierte Angst vor einem Zerfall verwandtschaftlicher Bindungen zurück, zugleich stützt man aber das zugrundegelegte Freundschaftsbild auf ein im 18. Jahrhundert begründetes und idealisierendes Beziehungsverständnis. Damit wird aber eine Diskrepanz zwischen den propagierten und den realisierten Freundschaften fast zwangsläufig. Das Verhältnis von Freundschaft und Verwandtschaft, das diese Sichtweisen unterstellen, ist aber bei weitem nicht so eindeutig, wie die Annahme eines linearen Ablöse- und Ersetzungsprozesses suggeriert; vielmehr weisen beide Beziehungstypen vielerlei Berührungspunkte und Überschneidungen auf. Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn man sich dem Verhältnis von Freundschaft und Verwandtschaft aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven nähert, wie es der vorliegende Band unternimmt, der Beiträge aus Soziologie, Psychologie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Verhaltensbiologie zusammenführt und so dem Zweck einer multidisziplinären Bestimmung des Spannungsverhältnisses von Freundschaft und Verwandtschaft dient.

Als zentrale Unterscheidungskriterien dieser beiden Beziehungssysteme gelten in der Regel Zuschreibung versus Freiwilligkeit und Permanenz versus Auflösbarkeit. Die Fragen freilich, wie sich diese Sozialbeziehungen genau konstituieren, wie sie sich tatsächlich voneinander unterscheiden und in wel-

chem Verhältnis sie zueinander stehen, sind bislang nur unzureichend untersucht worden, so dass sich ein vergleichender Zugang geradezu aufdrängt. Dieser kann beispielsweise zeigen, dass nicht zwangsläufig von einem antagonistischen Verhältnis der beiden Beziehungssysteme »Freundschaft« und »Verwandschaft« ausgegangen werden muss. So lässt sich die Attraktivität von Verwandschaftsbeziehungen zunächst damit erklären, dass man wegen ihrer fehlenden Negierbarkeit und daraus resultierenden latenten Existenz auch nach längeren Phasen der Ferne und Abstinenz ohne größere Kosten auf sie zurückgreifen kann. Man muss erst dann in sie investieren, wenn sie tatsächlich für den Erhalt von Leistungen aktualisiert werden – und selbst in diesen Fällen gelten generalisierte Reziprozitätsregeln, die ein direktes Aufrechnen von Leistungen unter Verdacht stellen. Auf diese Weise ermöglichen (und legitimieren) sie sogar ausbeuterische Beziehungsverhältnisse. Gerade die Unausweichlichkeit des Verwandschaftsverhältnisses hat dann aber eine erhöhte Konflikanfälligkeit zur Folge, da man Beziehungen dieses Typs und damit auch den damit verbundenen Konflikten nur schwer ausweichen kann. Die Unbedingtheit der Verwandschaftsbeziehungen führt vielmehr eher dazu, dass Konflikte eskalieren als dass sie vermieden werden. In diesem Zusammenhang spielt dann die Freundschaftssemantik, die verstärkt auch in engeren Verwandschaftskontexten gepflegt wird, eine konfliktdämpfende Rolle: sie stellt den vermeintlichen Wahlcharakter der Beziehung und damit zumindest die Vermeidbarkeit der Konflikte heraus. Dass Verwandte im Idealfall einander gute Freunde sein sollen, wird daher schon seit Jahrhunderten so häufig wiederholt, weil die konfliktträchtige Realität der Verwandschaftsbeziehung solche pazifizierenden Appelle nahelegt. Andererseits verursacht Freundschaft höhere Kosten der Beziehungspflege und erhöht das Risiko des Beziehungsverlusts. Darauf reagiert sie entweder mit einer Semantik, die gerade die Unauflöslichkeit (auch) dieser Beziehung beschwört und dabei typisch auf Verwandschaftsanalogien zurückgreift (z. B. die »Blutsfreundschaft«), oder mit einer Reduktion der Ansprüche an die Beziehung selbst, indem die Variabilität und Instrumentalität der Beziehung und damit die Austauschbarkeit der Beziehungspartner betont wird.

Die Herausforderung, die die interdisziplinäre Erforschung von Freundschaft und Verwandschaft bedeutet, besteht in der Tatsache, dass die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen mit unterschiedlichen, wenn auch nicht voneinander unabhängigen Begriffsverständnissen arbeiten. Dementsprechend muss auch die Frage nach einer angemessenen und zugleich für alle Disziplinen verwendbaren Operationalisierbarkeit der Konzepte geklärt werden – nur so ist es möglich, ein über die Fächergrenzen hinweg anschlussfähiges Begriffsverständnis von Verwandschaft und Freundschaft zu gewinnen. Entgegen den ersten Erwartungen bietet der Verwandschaftsbegriff dabei weniger Schwierigkeiten. Man hätte anderes erwarten können, denn die

Vertreter der Sozial- und Geisteswissenschaften betonen insbesondere die soziale und kulturelle Konstruiertheit von Verwandtschaft. Sie stehen auf dem Standpunkt, dass Verwandtschaft über Akte der Zuschreibung konstituiert wird und dass man die Verwandtschaftszuschreibung nicht auf den Sachverhalt der biologischen, also der »genetischen Verwandtschaft« zurückführen kann. Zunächst war daher zu erwarten, dass diese Sicht für die Verhaltensbiologie eine unüberwindliche Hürde darstellen würde. Gerade dies war aber nicht der Fall, denn auch die Biologen gehen in vielen Fällen davon aus, dass das Erkennen des Verwandtseins durchaus auf Lernprozessen basiert. Andererseits nehmen alle Disziplinen an, dass die Verwandtschaft eine Sonderbeziehung konstituiert: Mit der Geburt wird das Individuum in einen Beziehungskontext platziert, den es nicht einfach hinter sich lassen kann. Verwandtschaftsbeziehungen sind durch Faktoren wie Alter, Geschlecht, Generationendifferenz und Verwandtschaftsgrad bestimmt, die historisch und kulturell zwar unterschiedliche Bedeutung gewinnen können, die aber zugleich immer dem individuellen Zugriff entzogen sind; dadurch gewinnt Verwandtschaft gegenüber allen anderen Formen sozialer Beziehungen eine besondere Qualität. Selbst auf eine Verwandtschaftsbeziehung, die lange Zeit nur latent vorhanden gewesen ist, kann in bestimmten Situationen zurückgegriffen werden; dabei nutzt man den in der Beziehung grundgelegten normativen Verpflichtungsgehalt des Verwandtseins. Die Verhaltensbiologie betont in diesem Zusammenhang den Selektionsvorteil, den kooperatives Verhalten unter verwandten Tieren bietet, und erklärt so die Evolution altruistischen Verhaltens, das dann aber in bestimmten Fällen auch bei nichtverwandten Tieren beobachtbar ist. Auf diese Erkenntnisse über nepotistischen Altruismus können die Sozial- und Geisteswissenschaften zurückgreifen, wobei allerdings insbesondere auf den Zusammenhang der Verwandtschaftszuschreibung mit der gesellschaftlichen Struktur, in die die Beziehungssysteme eingebettet sind, hingewiesen werden muss.

Dass der gesellschaftliche Kontext auch für die Form der Freundschaft von erheblicher Bedeutung ist, lässt sich schon leicht an der Vielzahl der Freundschaftstypen in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften feststellen. Die Pluralität der Beziehungsformen, die unter der Bezeichnung »Freundschaft« firmieren (und für die die häufig verwendete Unterscheidung von »Nutz-« und »Tugendfreundschaft« kaum angemessen ist) darf aber keineswegs als Indikator für eine gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit der Freundschaft verstanden werden, die sich in einer vermeintlichen Beliebigkeit der Form widerspiegelt. Vielmehr verweist der amorphe Charakter der Freundschaft umgekehrt darauf, dass Freundschaftsbeziehungen häufig gesellschaftliche Strukturlasten tragen, die eine besondere Flexibilität der Beziehung erfordern. Gerade historische und ethnologische Studien zeigen dies, indem sie auf eine unklare Gemengelage in den Semantiken von Verwandtschaft und

Freundschaft hinweisen. Es ist nicht nur der für den sozial- und geisteswissenschaftlichen Zugang nachgerade konstitutive enge Zusammenhang von Freundschaft und Gesellschaftsstruktur, der die Verhaltensbiologie hier vor Probleme stellt. Vielmehr fällt es den Ethologen generell schwer, in den von ihnen untersuchten Populationen überhaupt ein Verhalten zu identifizieren, das mit dem Freundschaftsbegriff angemessen beschrieben werden könnte. Ein kurzer Durchgang durch die disziplinspezifischen Zugänge zu den beiden Beziehungstypen soll deshalb zeigen, wo die Chancen und die Probleme einer interdisziplinären Zusammenarbeit im Hinblick auf unser Thema liegen.

In der *Biologie* ist »Verwandtschaft« klar definiert. Als Maß dient dabei der Anteil gemeinsamen genetischen Materials aufgrund gemeinsamer rezenter Vorfahren. Trotz unterschiedlicher möglicher Messverfahren ist dieser Begriff damit recht gut abgesichert und im Fach in seiner Verwendung unstrittig. Wie dies oben schon angedeutet wurde, ist dabei weit weniger klar, welcher Mechanismus es einem Tier erlaubt, die Zuordnung des Verwandtseins im konkreten Fall zu leisten. In den meisten Fällen ordnen höhere Tiere wie beispielsweise Primaten Verwandtschaft auf der Basis von Merkmalen zu, die in der Früh-Ontogenese erlernt worden sind; Verwandtschaft wird also über Bekanntheit in frühen Jugendstadien abgeschätzt. Allerdings gibt es bei Wirbeltieren und bei vielen Wirbellosen auch Möglichkeiten der direkten Bestimmung genetischer Verwandtschaft. Der Mechanismus, der dieser Leistung zugrunde liegt, bedarf aber noch weiterer Forschungen. Viel problematischer für die Verhaltensbiologie ist der Begriff der Freundschaft. Da dieser auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften sehr unterschiedlich verwendet und definiert wird, ist für den Biologen, der keinen Zugang zur Innensicht seiner Subjekte hat, die Abgleichung der Konzepte schwierig. Versuche, Bestimmungstücke dessen, was im menschlichen Bereich »Freundschaft« genannt wird, bei Tieren nachzuweisen, bedürfen für den Nachweis bei Tieren einer plausiblen Operationalisierung. Während Kriterien, die sich auf gesellschaftliche Regeln oder Sprache stützen, bei Tieren ausscheiden, kann man emotionale Anteile, spezielle Aspekte der Beziehungsqualität und die Kooperativität solcher Beziehungen (nicht direkt reziprok, sondern nur langfristig) prinzipiell bei Tieren prüfen; man kann ihr Vorhandensein nachweisen oder ablehnen. Kriterien und Methoden, die dabei verwendet werden, sollten prinzipiell auch in der Psychologie und der Soziologie anwendbar sein.

In der *Soziologie* stellt sich die Lage etwas anders dar. Die Dominanz einer Familiensoziologie, die sich auf die Erforschung der Kernfamilie und neuerdings verstärkt auf die Paarbeziehung jenseits der Ehe konzentriert, hat ein Interesse an darüber hinausgehenden verwandtschaftlichen Beziehungen lange verhindert. Erst in den letzten Jahren hat sich eine Forschung zu intergenerationeller Solidarität und Hilfeleistung etabliert, die auch die Großeltern-Generation einbezieht. Das relativ geringe empirische Interesse am Phäno-

men der Verwandtschaft hat auch konzeptionelle Folgen: Häufig werden »Verwandtschaft« und »Familie« synonym gebraucht im Sinne von engerer, das heißt aktualisierter Verwandtschaft bzw. erweiterter Familie; daneben findet sich auch der Begriff der erweiterten Verwandtschaft, der dann das gesamte Verwandtschaftsnetz meint (auch wenn nur ein Bruchteil dieser Beziehungen aktiv gepflegt wird). Die Frage nach der Konstitution von Verwandtschaft wird dabei entweder an die Biologie delegiert oder aber es wird für eine kulturalistische Lesart plädiert, die den sozialen Konstruktionsprozess der Verwandtschaft herausstellt und dabei Gefahr läuft, in Opposition zum »naturalistischen« Verwandtschaftsverständnis zu geraten. Gegen diese Frontstellung ist ein Modell zu favorisieren, das eine Verbindung von biologisch und sozial konstruierter Verwandtschaft herstellt, etwa durch die Annahme, dass die Semantik der Verwandtschaft biologisch fundierte Prozesse der Empathie in Anspruch nimmt, um den besonderen Verpflichtungscharakter verwandtschaftlicher Beziehungen zu begründen. Die Probleme einer Soziologie der Freundschaft sind anderer Art. Für diesen Themenbereich erklärt sich das Fach weitgehend nicht zuständig. Dahinter steht die Annahme, dass es sich bei der Freundschaft um ein individualisiertes, der Gesellschaft weitgehend entzogenes Sozialverhältnis handelt, zu dem allenfalls die Sozialpsychologie einen Beitrag leisten könne. Hinzu kommt der empirische Befund, dass die moderne Gesellschaft selbst eine sehr unspezifische Semantik der Freundschaft pflegt: Befragungen haben gezeigt, dass der Begriff der Freundschaft auf höchst unterschiedliche Beziehungen angewandt wird und die Bezeichnung »Freund« häufig als eine Art Residualkategorie verwendet wird (»just friends«), so dass eine Abgrenzung zu Bekannten zunehmend schwer fällt. Entsprechend schwierig gestaltet sich die Operationalisierung des Phänomens in der empirischen Forschung, die sich eher an der methodischen Erfassbarkeit (Kontakthäufigkeit, Hilfeleistung, Gesprächsthemen, emotionale Nähe) orientiert als einem stringenten theoretischem Konzept, das insbesondere die kontextuelle Einbettung der Freundschaftsbeziehung (die zum Beispiel die Bedeutung der Homophilie der Freunde begründet) betonen müsste. Die empirische Beobachtung, dass aktualisierte Beziehungen im Verwandtschaftskontext heute häufig mit einer Freundschaftssemantik belegt werden, böte einen Ansatzpunkt für eine vergleichende Analyse beider Beziehungstypen, die auch die Frage berücksichtigt, inwiefern ein für die Biologie instruktiver Freundschaftsbegriff überhaupt möglich ist.

In der *Geschichtswissenschaft* hat sich seit einigen Jahren die Ansicht etabliert, dass Verwandtschaft nicht als biologische Tatsache zu begreifen ist, die »objektiv« aus Abstammung oder Heirat resultiert, sondern als eine kulturspezifische Denkform, als ein Mittel zur gedanklichen und sprachlichen Strukturierung sozialer Beziehungen. So wurden neben Abstammungs- und Heiratsbeziehungen auch andere Formen der Gruppenbildung, die nicht mit

biologischer Verwandtschaft gleichzusetzen, aber mit Verwandtschaftsterminologie belegt sind, zu Gegenständen historischer Forschung (Patenschaften, Schwurbrüderschaften, religiöse Gemeinschaften usw.). Doch auch auf den traditionellen Forschungsfeldern führte diese Neubestimmung von Verwandtschaft zu neuen Erkenntnissen; so wird zum Beispiel heute die Konstituierung von Adelsgeschlechtern als ein mentaler Akt begriffen, der nicht unabhängig von seiner Konkretisierung in Texten, Stammbäumen, Wappen und sonstigen Repräsentationen gedacht werden kann. Auch der Weg zu der Einsicht, dass mittelalterliche Freundschaft schwerlich mit modernen Erwartungshaltungen befrachtet werden darf, war lang: Einmal ist eine affektive Individualbindung gemeint, ein andermal bedeutet Freundschaft einen Rechtsbund, der gegenseitige Unterstützung, Rat und Hilfe in Konfliktsituationen sowie Gebetshilfe für den Verbündeten umfasst. Vergleichend sind die beiden Beziehungssysteme Freundschaft und Verwandtschaft in der mediävistischen Forschung selten behandelt worden. Verwandtschaft galt der Forschung lange Zeit als das wichtigere Beziehungssystem. Die in den Quellen bezeugenden »frunde« oder »amici« wurden von prominenten Mediävisten wie Otto Brunner oder Marc Bloch mit den Blutsverwandten identifiziert. Diese Gewichtung, die die Mittelalterforschung bis heute prägt, muss dringend überprüft werden. Wenn soziale Gruppen sich selbst definieren, dann greifen sie häufig auf Verwandtschafts- oder Freundschaftsterminologie zurück. Die Antwort auf die Frage, warum sie dieser oder jener Bezeichnung den Vorzug geben, lässt Rückschlüsse auf die zugrundeliegenden mittelalterlichen Konzepte sozialer Bindungen schlechthin zu. Diese Konzepte resultierten einerseits aus der deutenden Beobachtung der sozialen Umwelt, andererseits beeinflussen sie ihrerseits wiederum die soziale Realität der Individuen oder Gruppen, die mit ihnen operieren, denn die Vorstellungen, die eine bestimmte Gruppe von der Ordnung ihrer Gesellschaft hatte, sind für diese handlungsleitend.

In der *Ethnologie* ist die Beziehung zwischen Verwandtschaft und Freundschaft bisher wenig problematisiert worden. Ein Grund dafür ist das traditionelle Interesse des Faches an sozialen Institutionen und formalisierten Beziehungen; folglich hat sich die Forschung lange auf Phänomene der Verwandtschaft konzentriert, während Freundschaftsbeziehungen weitgehend vernachlässigt wurden. Diese Vernachlässigung hält bis heute an, auch wenn das Thema Freundschaft seit den 1980er Jahren zunehmend Beachtung gefunden hat. Gegenwärtig werden moderne, »komplexe« und vor allem westliche Gesellschaften als Untersuchungsgegenstand vorgezogen, nicht zuletzt aufgrund der Annahme, dass diese Gesellschaften durch eine Abnahme der Bedeutung von Verwandtschaft gekennzeichnet sind und somit vielmehr Raum für Freundschaft zulassen als sogenannte »einfache« Gesellschaften. Diese Sichtweise wird unterstützt durch die Tatsache, dass in diesen Gesellschaften die Verwandtschaftssemantik häufig auch zur Bezeichnung von

Freundschaftsbeziehungen zwischen Nichtverwandten verwendet wird. Es wäre aber falsch anzunehmen, dass damit auch die Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Freundschaft verwischt würde; vielmehr muss man davon ausgehen, dass die Freundschaft in einfachen Gesellschaften eine wichtige Sozialbeziehung darstellt und dass viele Formen der Hilfeleistung und Unterstützung, die bisher als verwandtschaftlich generiert verstanden wurden, auf Freundschaft basieren. Gerade die vergleichende Untersuchung von Freundschaft und Verwandtschaft ermöglicht es, Überlappungsbereiche beider Beziehungstypen zu analysieren. So kann etwa eine Erhebung der vielfältigen Formen von Hilfeleistungen unter Verwandten dazu dienen, Prinzipien der »emotionalen Ökonomie« der wechselseitigen Unterstützungen zu identifizieren und solche Unterstützungsformen innerhalb des Verwandtschaftsnetzwerks zu erfassen, die auf persönlicher Sympathie und Freundschaft basieren, man also im Verwandtschaftsnetz zwischen uni- und multiplexen Beziehungen unterscheiden kann. Zugleich können diese Formen der Freundeswahl kontrastiert werden mit solchen außerhalb des Verwandtschaftskontextes, bei denen insbesondere die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe eine wichtige Rolle spielt. Auf dieser Basis wäre zu diskutieren, inwiefern Freundschaften Formen annehmen, die einerseits funktional äquivalent zu Verwandtschaftsbeziehungen sind, die andererseits aber auch Handlungsspielräume eröffnen, die von der Verwandtschaftsstruktur nicht abgedeckt werden.

Dokumentieren die folgenden Beiträge auch die Verschiedenheit der Konzepte, die in den Einzelwissenschaften entwickelt wurden, so zielen sie doch gesamthaft auf ein tieferes Verständnis zweier universal bedeutsamer Beziehungssysteme. Auch dokumentieren sie eine intensive Debatte, die drei Jahre lang über die Grenzen der Fachwissenschaften hinweg geführt wurde. Das Forum für dieses Gespräch bestand in dem Forschungsprojekt »Freundschaft und Verwandtschaft: Zur Unterscheidung und Relevanz zweier Beziehungssysteme«, das die VolkswagenStiftung von 2002 bis 2006 in ihrem Schwerpunktprogramm »Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften« förderte. Gerade um einen Austausch auf der Ebene der Konzepte und Methoden ist es den Beteiligten dabei zunächst gegangen. Doch wird die methodisch-theoretische Reflexion in den folgenden Beiträgen durchweg an konkreten Fällen exemplifiziert und erörtert. Neben Studien, die im Rahmen des Projekts entstanden sind, finden sich in diesem Band Beiträge von Autoren, die in ihrem jeweiligen Fachgebiet zum Themenbereich »Freundschaft« und »Verwandtschaft« arbeiten und diese Überlegungen in die Diskussion eingebracht haben. Um das Verständnis sowohl der fachspezifischen Fragen und Methoden wie auch der interdisziplinären Debatte zu vertiefen, haben Leiter und Mitarbeiter des VW-geförderten Forschungsprojekts »Freundschaft und Verwandtschaft« dem Band zusätzlich vier entsprechende Überblickskapitel beigegeben.